

Marc Deckert · Die Kometenjäger

Marc Deckert

Die Kometenjäger

Roman

btb

Besuchen Sie die Seite zum Buch:
www.kometenjaeger.de



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Munken Premium*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

1. Auflage
Copyright © 2012 by btb Verlag in der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-75338-3

www.btb-verlag.de

Für Ö und ö

Sehen ist schwieriger als Glauben. Ohne meinen Freund Tom hätte ich das wohl nie begriffen, also muss ich ihm für etwas dankbar sein. Ich schätze, er selbst hatte gar nicht die Wahl. Natürlich musste er immer *sehen*, sonst hätte er ja einfach religiös werden können, anstatt mit den Augen versteckten Objekten in der Nacht hinterherzujagen. Es hätte für ihn einiges erleichtert und für mich auch, so viel ist sicher, aber erzählen müsste ich davon kaum. Es gibt ja ohnehin schon zu viele Geschichten über Leute, die einen Glauben finden.

Tom verließ sich nur auf seine Augen, und das gerade zu den ungewöhnlichsten Zeiten. Fast niemand kannte sich im Dunkeln so gut aus wie er. Er war eigentlich ein Experte der Dunkelheit. Ohne ihn wäre mir zum Beispiel für immer verborgen geblieben, wie viele Phasen, Nuancen, Zwischenräume sie hat: Vom ersten Anflug der Dämmerung, wenn das Blau des Himmels seine Leuchtkraft verliert und zu einem fahleren Taubenblau wird, bis zu jenem Moment, in dem sich die letzten Konturen in der Nacht auflösen wie in einer undurchdringlichen Flüssigkeit. Ich hätte nie den Unterschied kennengelernt zwischen der »nautischen Dämmerung« – der Phase, in der das Meer am Horizont mit dem Himmel verschmilzt – und der »astronomischen Dämmerung«, dem letzten Übergang in die Nacht. Und erst recht hätte ich niemals erfahren, was wirklich danach kommt. Natürlich kommt die Nacht, so viel steht fest. Aber mir war nie klar gewesen, wie viele Möglichkeiten dieses eine Wort »Nacht« umfasst und wie viele Fragen erst der Satz »Es ist dunkel« aufwirft. Wie dunkel?, hätte

Tom sofort gefragt. Von welcher Art Dunkelheit ist die Rede? Von der stumpfen, undurchdringlichen Dunkelheit der Hinterhöfe oder der Dunkelheit einer Winternacht in den Bergen? Von der safranfarbenen, glühenden Dunkelheit über der Großstadt oder der Dunkelheit einer Landstraße, dort, wo deine Autoscheinwerfer nicht hinreichen? Wie hell war das Mondlicht? Konntest du die Farbe Gelb noch erkennen? Gab es elektrisches Licht in der Nähe? Und wie sah der Himmel aus? Wie viele Sterne hast du gesehen?

Ohne Toms Hilfe sollte ich mich lieber nicht weiter in dieses Territorium vorwagen. Nur kann ich nichts daran ändern: Jetzt wo er weg ist und mein Leben, vor allem nachts, wieder in etwas regelmäßigeren Bahnen verläuft, denke ich oft an diese Geschichte und an die vielen seltsamen Ereignisse, bei denen mir nur die Rolle des Beobachters zukam. Übrigens hatte auch Tom nur die Rolle des Beobachters. Er benutzte seine Augen, und ich schaute ihm dabei zu – ich vermute, das macht ihn trotzdem wichtiger als mich.



Teil I

LANDSBERG AM LECH

KAPITEL 1



Unsere Geschichte begann auf einem Schiff. An jenem Abend im August lehnte ich an der Reling und sah zu, wie der Bug der »Herrsching« die silbrig-glatte Oberfläche des Ammersees zerschnitt. Es war einer der wenigen schönen Abende in einem verregneten Spätsommer, in dem es sich bis dahin kaum gelohnt hatte, die Stadt zu verlassen. Hinter den ansteigenden Hügeln des westlichen Seeufers hatte sich der Himmel purpurrot verfärbt. Die Tönung reichte bis hinauf in hohe Regionen, wo matt glühende, halb durchsichtige Wolkenstreifen das Blau durchzogen. Sie schwebten parallel über mir wie Rippen eines riesigen Brustkorbs.

Wir machten gute Fahrt hin zur Mitte des Sees. Die undramatische Uferlandschaft mit ihren Schilfmatten, Holzschuppen, Ausflugslokalen und kleinen Marinas glitt in beruhigender Regelmäßigkeit vorüber. Mückenschwärme flirrten noch über den Anlegestegen am Ostufer, vor denen Segelboote in den Wellen unseres Dampfers schaukelten. Die letzten Segler des Abends kamen gerade herein. Ein Haufen Knirpse von einer Segelschule winkte uns von Nusschalen aus zu, immer paarweise. Ihre Schwimmwesten leuchteten in der Dämmerung, ein Schwarm phosphoreszierender Käfer in Signalorange.

Das Schiff, ein hübscher älterer Dampfer mit weiß-blauem Schornstein und einer weiß-blau gestreiften Markise über dem Achterdeck, war an diesem Abend nur für unsere private Gesellschaft reserviert. Die meisten der lachenden und trinkenden Leute, die sich in Trauben über die Decks verteilten, kannte ich mindestens mein halbes Leben lang. Ein paar Ehemalige meines Jahrgangs und ich organisierten die jährliche Dampferfahrt nun schon zum neunten Mal, immer gegen Ende der Sommersemesterferien. Wir verschickten jedes Jahr Einladungen an den gleichen Mail-Verteiler, und jedes Jahr erreichten uns ein paar Zusagen weniger und dafür neue Meldungen über unbekannte Empfänger. Viele meiner Freunde studierten oder arbeiteten in großen deutschen Städten, einige hatte es ins Ausland verschlagen, und dann gab es noch diejenigen, die bislang in unserer gemütlichen Kleinstadt hängen geblieben waren. Zu dieser schrumpfenden Gruppe gehörte ich: Philipp Steimle, achtundzwanzig, ungelernte Arbeitskraft in der Logistikbranche.

Ich schloss meine Augen und versuchte vergeblich, den Gedanken wiederzufinden, auf den ich mich hatte konzentrieren wollen. Die zwei großen Schaufelräder in den Flanken des Schiffs konnte man nicht sehen, nur hören und fühlen. Ein stetes, kraftvolles Zermahlen von Wasser, dazu das Zittern des Dieselmotors, das in den Füßen kribbelte, wenn man still stand. Vom Oberdeck aus hörte ich außerdem ein heiseres Brüllen, das mit der Sommerbrise an- und abschwoll. Das war die Rockband, die gerade begonnen hatte, auf dem Achterdeck zu spielen. Auch Freunde von mir. Um der Fahrt einen Anschein von Extravaganz zu verleihen, hatte ich sie zu dem Auftritt überredet. Mein Eindruck war, dass diese Idee die Gäste und die heimischen Wasservögel in gleicher Weise ver störte. Die Perlhühner und Haubentaucher hatten sich be-

reits vor einer Weile in die Nähe des Ufers zurückgezogen, die Gäste drängten mit ihren Gläsern in den vorderen Bereich des Schiffs. Ich selbst begann inzwischen, an meinem Konzept zu zweifeln. In dem Wind, der von achtern herüberwehte, lag ein höhenlastiges Scheppern, asynchron und ohne Verbindung zu den Herzschlägen des Schiffsmotors, die ich beruhigend unter mir spürte. Je lauter die Band spielte, desto mehr bekämpften sich die beiden Takte, und dort wo ich jetzt stand, vermischten sie sich zu einem Holpern, das kein Mensch aushielt. Die Fahrt drohte jeglichen Rhythmus zu verlieren.

Nur eine Möwe auf dem Blechdach neben mir ließ sich nicht beirren. Ein etwas abgerissenes Exemplar mit einem mageren Hals und dunklen Flecken hinter den Augen. Sie streckte mir die Schwanzfedern entgegen und schien mich gar nicht zu beachten. Ich nahm einen Pappdeckel mit einem halb gegessenen Stück Sandkuchen von einer Sitzbank, brach einen großen Krümel ab und warf ihn vor ihr auf das Dach. Das erregte nun ihre Aufmerksamkeit. Mit drei, vier, behänden Schritten war sie bei ihm und pickte ihn auf.

Den zweiten Krümel warf ich weiter weg, er flog quer über das Blechdach. Die Möwe flatterte halb rennend, halb fliegend hinterher – wieder ein rasches Zucken des Halses, und der Krümel war weg. Hatte sie die Flugbahn gesehen oder verfügte sie über ein anderes Sinnesorgan, ein spezielles Möwenradar, das jedes Nahrungsstaubkorn sofort aufspürte? Ich brach einen noch winzigeren Krümel ab und ließ ihn rasch in die entgegengesetzte Richtung fliegen, er landete hinter ihren Schwanzfedern. Das konnte sie nicht gesehen haben. Doch – sie flatterte und pickte.

Drüben auf dem Achterdeck entdeckte ich Vera, meine Freundin. Der Gedanke, auf den ich mich konzentrieren wollte, hatte mit ihr zu tun, das fiel mir jetzt wieder ein. Sie

stand unter der weiß-blauen Markise inmitten einer Gruppe junger Männer – den ersten Firmengründern unseres Jahrgangs, nur eine kleine Klitsche in der Innenstadt, aber mit einem Eintrag ins Handelsregister, irgendeine Computersache, der Zweck (»3D-Visualisierungen«) war mir mehrfach erklärt worden, ohne dass ich ihn verstanden hatte. Vera trug ein ausgeschnittenes graues Top unter einer dieser knitternden weißen Retro-Windjacken, dazu einen knielangen blauen Rock, der mir sehr maritim vorkam. Ihr Lächeln wirkte im bunten Licht der Lampions etwas festgefroren. Wir hatten uns kurz gestritten, vorhin im Auto, wie immer wenn wir zu spät dran waren – kaum möglich, dass sie darüber noch nachdachte.

Vera und ich waren eine Jugendliebe. Wir hatten uns schon während der Schule gekannt; meine alten Freunde waren deswegen auch ihre – zumindest hoffte ich das, sicher war ich mir da nicht mehr. Vera hatte ihre Kreise vergrößert, sie wohnte seit einigen Jahren in München, kaum eine Dreiviertelstunde auf der Autobahn entfernt. Wir sahen uns vor allem an Wochenenden, eine Beziehung mit Lücken. Immer wenn sich ihr Kleidungsstil, ihre Frisur, manchmal auch ihr Lieblingsgetränk veränderte, passierte es für mich mit einem Sprung, unangekündigt und rätselhaft, und vielleicht war das auch der Grund für meine plötzliche Idee, dass unsere Verbindung gestärkt werden musste, dass es Zeit war für eine besondere Geste.

Ich verließ meine Station und ging zu ihr hinüber. Sie bemerkte mich erst, als ich ihre Hand nahm, und ließ sich von mir auf eine Sitzbank ziehen.

»Gute Idee mit der Band, oder?« Ich musste laut rufen, um die stümperhafte Coverversion von »Seven Nation Army« zu übertönen.

»Ja. Es ist toll«, sagte sie.

»Was ist?«

Sie kniff die Augen zusammen und blickte zwischen mir und der Band hindurch aufs Wasser.

»Es sind so viele Leute da, die ich noch nie gesehen habe.«

»Wir mussten die Gästeliste ein bisschen auffüllen. Sonst wäre die Fahrt unbezahlbar gewesen.«

»Dann hätten wir eben mehr bezahlt«, sagte sie betont missmutig.

»Das sind alles Freunde von Freunden. Ich find's gar nicht schlecht. So lernen wir mal neue Leute kennen.«

Vera erwiderte nichts. Ihr Schweigen berührte mich unangenehmer als ihre Worte: Die Idee, hier neue Bekanntschaften zu machen, schien ihr absurd vorzukommen, keiner ernsthaften Diskussion würdig.

Ich drückte ihre Hand. »Hast du das Kloster gesehen?«

»Das kenn ich von allen Seiten.« Sie schenkte mir ein pflichtschuldiges Lächeln.

»Hast du es heute Abend schon gesehen? Du musst nur zwei Schritte zur Reling machen.«

»Ich hab's gesehen.«

Eine Weile starrten wir beide über die Reling hinaus in die hereinbrechende Dunkelheit. Von unserer erleuchteten Stelle unter den Scheinwerfern aus war nur noch Zwielicht zu erkennen. Ich streichelte Veras Hand. Über uns zitterten die farbigen Glühbirnen in der leisen Vibration des Diesels, und die Abendbrise fegte leere Pappbecher über das Deck.

»Sollen wir uns noch etwas unter die Gäste mischen?«, rief ich.

»Ja«, sagte sie und versetzte mir einen sanften Schubs. »Sieh mal nach deinen Freunden.« Bevor ich etwas erwidern konnte, steuerte sie schon auf eine Gruppe von Frauen zu, die an der Treppe zum Oberdeck lehnten. Die Frauen grinsten zu mir herüber, als wären sie in etwas eingeweiht, von dem ich wieder-

rum nichts ahnte. Veras Freundinnen gaben mir immer dieses Gefühl.

Ich stand auch auf und vertrat mir ein wenig die Beine. Der Weg nach vorne führte durch die Hauptkabine, vorbei an der Küche. Ein Pulk von Gästen balgte sich um eine kleine improvisierte Bar. Von dort gelangte ich über eine Treppe hinunter auf das fast menschenleere Vorderdeck. Es war stiller und dunkler als der Rest des Schiffs. Eine Kette aus blauen, roten und grünen Glühlampen, die zwischen dem Flaggenmast und dem Göschstock am Bug gespannt war, überzog das Deck mit einem matten Farbglanz und ließ es wie ein exklusives Hinterzimmer wirken.

Mit dem Rücken zur Reling musterte ich diskret die Runde. Zwei Paare hielten Händchen. Ewige Paare, vereint seit der Mittelstufe. Es war typisch, dass sie sich bereits von der Party separierten. Zwei andere Gäste standen nahe der Schiffsglocke: Den jungen Mann kannte ich. Tobi Niermann. Ich hatte ihn immer für einen schrecklichen Langweiler gehalten, aber seit drei Jahren war er »Berater«, und er hatte schon für ein Jahr in Riga gearbeitet. Das änderte wohl einiges. Das Mädchen, in Jeans und Kapuzenpulli, war sehr hübsch. Schwarzhaarig, aber blass mit Sommersprossen. Typ israelische Wehrdienstleistende. Ihr nicht ganz schulterlanges Haar fiel in dichten kleinen Locken herab. Ich fragte mich, wer sie mitgebracht haben konnte. Auf keinen Fall Tobi Niermann.

Eine Weile blieb ich stehen und konnte nicht anders, als das Schauspiel zu betrachten. Sein verstohlener Seitenblick, als Blick in die Ferne getarnt, ging klar in ihre Richtung.

Ich war mir fast sicher, dass er nach einem Einstieg suchte – wer weiß, wie lange er hier schon neben ihr stand und vergeblich sein Hirn plagte. Fast hätte er mir leidgetan. Die Situation war so einfach, aber aus eigener Erfahrung wusste ich,

dass Einfachheit niemals half. Im Gegenteil, die allzu offensichtliche Gelegenheit konnte den Krampf nur noch schlimmer machen. Und wenn der Moment verflogen war, in dem jedes Wort passte, klang plötzlich jedes Wort falsch.

Derart beschäftigt mit Dingen, die mich nichts angingen, vertrödelte ich meine Zeit auf dem Vorderdeck. Der Dunkelheit nach mochte es ungefähr neun sein. Das Schiff war mindestens noch zwei Stunden lang unterwegs. Also beobachtete ich weiter Tobi und das Mädchen an der Reling. Wie ein Empfänger, der nur zufällig auf eine Frequenz eingestellt ist, fing ich ihre Wellen auf. Eine leichte Modulation in der Luft, Unsicherheit und ahnungsvolle Erwartung. Wie eine Empfindung aus einem früheren Leben, dachte ich.

Eine Hand legte sich um meinen Hals. Ich drehte mich zur Seite und bekam wieder einen Schubs. Diesmal mit der Hüfte.

»Oh, du bist ja schon ... wieder da«, sagte ich zu Vera. Ein paar Menschen unterbrachen das Küssen und wandten sich zu uns um.

»Ja, warum nicht?«

»War es nicht so lustig hinten?«

»Doch, aber du stehst schon den ganzen Abend alleine herum.«

»Komisch, ich dachte dasselbe von dir.«

Ich lehnte an der Reling und sah sie an. Ich fragte mich, warum ich verlegen war.

»Hörst du das?« Sie schien schon wieder abgelenkt.

Das Geräusch, das sie meinte, war die Musik im hinteren Teil des Schiffs, die lauter geworden war. Vielleicht setzte die Band zum großen Finale an. Allerdings verzerrte sich der Klang auch immer mehr, aus dem an- und abschwellenden Scheppern, das der Wind zu uns trug, wurde jetzt ein massives Krachen, das wehtat. Das konnte keine Absicht mehr sein.

Es hörte sich an, als wäre ein Betrunkener über das Mischpult gefallen. Vera sah mich fragend an. Ein paar Sekunden später brach der Lärm mit einem Schlag ab, und im selben Moment gingen alle Lichter aus. Ein »Aaaaah« kam von der Menge auf den oberen Decks, dann war nur noch das Schäumen in den Schiffsfanken und darunter das gleichmäßige Brummen der Motoren zu hören.

»Scheiße«, sagte Vera. »Was ist jetzt los?«

»Ich hab keine Ahnung.«

Das Deck lag in vollkommener Dunkelheit. Nur in der kleinen Steuerkabine über uns glomm noch gelbliches Licht. Ich hörte, wie die Tür aufging und ein Mann eiligen Schritts in Richtung Achterdeck lief. Er fluchte in derbem Bayrisch, ich verstand etwas von »Ochsen« und »Hirschen« und war mir sicher, er meinte die Band. An der Reling über uns sah ich die Silhouetten einiger Gäste, starr mit ihren Drinks in der Hand. Wie elektrische Puppen, die darauf warteten, dass jemand den Strom anschalten und ihre Glieder wieder in Bewegung bringen würde. Plötzlich verstummten auch die Schiffsmotoren.

Eins der Paare, das sich vorhin geküsst hatte, lachte.

»Ein Stromausfall auf einem Schiff!«, stöhnte Vera. »Das gibt's doch gar nicht.«

»Was weiß ich. Die Sicherungen wahrscheinlich.«

»Vielleicht ist die Batterie kaputt.«

»Keine Ahnung. Haben solche Schiffe überhaupt eine Batterie?«

Ich befühlte mit der rechten Hand meine Jackentasche. Die Ecken des Kästchens zeichneten sich spitz unter dem Stoff ab.

»Die Band hat zu laut gespielt«, sagte Vera. »Das hat bestimmt die Sicherungen rausgehauen.«

»Ist doch jetzt egal. Warum warten wir nicht einfach ab, was passiert? Ist doch ganz schön hier.«

»Es muss die blöde Band gewesen sein.«
»Wieso sagst du jetzt ›blöd‹? Weil es meine Idee war?«
»Entschuldige, vergiss das ›blöd‹. Aber sie sind halt bestimmt schuld.«

»Das kann gar nicht sein.«

»Warum nicht?«

»Weil sie ihren eigenen Generator haben.«

»Der Kapitän war schon sauer auf dich, weil sie zu laut gespielt haben.«

»Sauer auf mich?« rief ich etwas zu laut. Ich hatte das Gefühl, dass sich in der Dunkelheit Köpfe nach uns umdrehten.

Mit einem Ruck nahm ich das Kästchen aus der Tasche und wog es in der Hand, die glatte Oberfläche war aus Plastik. Schwarzes Plastik, es kam mir im Augenblick etwas zu billig vor. Ich hätte stärker auf das Kästchen achten sollen, dachte ich ärgerlich, es hätte genauso sorgfältig ausgewählt sein müssen wie der Ring, dachte ich. Vera neben mir fröstelte. Meine Rechte umklammerte das Kästchen fester, nur Zentimeter von Veras Bein entfernt. Die Ecken bohrten sich in meine schwitzige Handfläche. Mit einer beiläufigen Bewegung der Linken öffnete ich den Deckel, nahm den Ring heraus, ließ das Kästchen verschwinden und legte den Ring auf meine offene Handfläche, direkt zwischen uns. Es kam mir so vor, als sei dort ein winziges Blinken oder Blitzen des Steins zu sehen, vielleicht eine Reflexion von Sternenlicht, aber vielleicht bildete ich mir das auch nur ein. Vera hatte es ganz sicher noch nicht bemerkt. Sie sah zu den Lichtern des Ufers hinüber, die kaum heller waren als die Sterne über uns. Aufgespannt in der Schwärze ringsum schienen all die Lichtpunkte dem gleichen leeren Raum anzugehören, auch der helle Stern, dessen goldene Färbung sich auffällig von den anderen abhob. Vielleicht war es sein Glanz, den ich auf dem Stein gesehen hatte. Ein

Glücksstern. Solange er über uns leuchtete, würde alles was ich Vera sagte, richtig sein, die ganze Idee, die mich selbst noch zutiefst verwirrte.

Ein leiser Knall und ein Summen bereiteten die Rückkehr des Stroms vor, dann, noch ehe ich verstand, was passierte, und unter allgemeinem Gejohle, nahmen die bunten Glühbirnen ihren Dienst wieder auf. Auf allen Decks gingen Laternen und Scheinwerfer an.

Wir standen blinzelnd in dieser elektrischen Klarheit, Vera, ich, Tobi Niermann und die anderen. Ein Bild in ausgebleichten Farben. Von Achtern her tönte das lauter werdende Pfeifen einer akustischen Rückkopplung. Ich ließ das glänzende Ding rasch in meiner Tasche verschwinden, und ein paar Leute spendeten Applaus.

KAPITEL 2



Der Sommer war schnell vorüber, abgehakt wie eine verworfene Idee. Bald nahm der Himmel über der großen Kreisstadt Landsberg seine klarste Bläue an, und die Luft bekam diese Durchsichtigkeit, die alles deutlich macht und den Blick nicht aufhält. Morgens auf dem Weg zur Arbeit, wenn ich mit dem Fahrrad über die Karolinenbrücke am Lechwehr fuhr, flogen mir abwechselnd kleine Wärme- und Kältewellen entgegen. Ich jobbte zu dieser Zeit im Schichtdienst für eine Logistikfirma. Das Gebäude befand sich außerhalb der Stadt, mitten auf der grünen Wiese, und war so groß wie ein Flugzeugträger. Ich saß in einem Glashäuschen neben einem großen Tor und war dafür zuständig, Container, die hereinkamen, richtig »einzuchecken« – das heißt ihre Kennziffern per Laserstrahl mit den Daten im Computer abzugleichen und zu gewährleisten, dass sie den richtigen Weg nahmen. Den Job hatte ich über Beziehungen meiner Eltern bekommen, und zu sagen, dass er langweilig war, wäre stark untertrieben. Aber, ich muss zugeben, ich hatte gerade auch nichts Besseres zu tun. Schon ziemlich lange hatte ich nichts Besseres zu tun.

Unmittelbar nach der Schule wusste ich nicht, was ich wollte. Ich war froh gewesen, zu den wenigen jungen Männern meines Jahrgangs zu gehören, die vom Kreiswehrrersatz-

amt eingezogen wurden. Ich meldete mich zum Zivildienst in einer »Seniorenresidenz«, und das verschaffte mir noch ein Jahr Zeit. Nachdem das Jahr zu Ende war, beschloss ich, dass ich noch etwas mehr Zeit brauchte. Auf keinen Fall wollte ich zu denjenigen gehören, die sich vorschnell zu einem Studium anmeldeten, das ihnen nicht zusagte. Ich begann für eine Elektronikfirma im Ort zu jobben, die Platinen herstellte. Mein Job war in der »Endkontrolle«. Das heißt, ich saß an einer großen Lupe und prüfte die goldenen Leiterbahnen der Platinen mit den Augen auf Unterbrechungen, mehrere Jahre lang, bis ein anderer Job daherkam und schließlich mein jetziger Job.

In meiner Freizeit tat ich, was ich schon immer getan hatte: Ich saß an meinem Schreibtisch und zeichnete. Meistens erfand ich Figuren für Geschichten, die noch nicht geschrieben waren, oder Trickfilme, die irgendwann gedreht werden würden. Einer meiner wiederkehrenden Charaktere war ein Franzose namens Monsieur Lamarre. Er war ein sehr normaler Mann, wie er in Schulbüchern für Anfänger vorkam. Er kaufte auf dem Markt ein, er fragte Fremde nach dem Weg, er hatte Autopannen. Zumindest am Anfang war das so gewesen. In letzter Zeit genoss ich es, ihm immer merkwürdigere Dinge zustoßen zu lassen. Monsieur Lamarre landete in einem Terrorcamp, Monsieur Lamarre wurde von Ufos entführt oder ihm wuchsen Brüste.

Wenn ich abends genug davon hatte, ihn zu quälen, ging ich in die Bars und Cafés, die wir schon zu Schulzeiten besucht hatten, die Art von Cafés, in denen alle Gruppen zusammenfanden, mangels Alternativen: die Intellektuellen und die Sportler, die Kleinstadtpunks und Emos, die Langweiler, die Künstlertypen. Insgeheim zählte ich mich zu den Künstlertypen. Ein leicht durchschaubarer Schwindel. Mehr als einen Roman im Monat las ich nicht, und in manchen davon kamen

katholische Geheimbünde vor. Am liebsten las ich amerikanische und französische Comics, die meine Eltern und auch die wenigen Mädchen, zu denen ich offen sein konnte, Schund nannten. Ich nannte sie »Graphic Novels« und war stolz darauf, nicht zu den bedauernden Idioten zu gehören, die kleine bunte Mangas im Taschenbuchformat verschlangen.

Einer der Hauptgründe, warum ich immer noch hier war, war natürlich reine Bequemlichkeit. Der Druck, mich zu verändern, war denkbar gering. Im Haus meiner Eltern stand mir eine Einliegerwohnung zur Verfügung, die meine Mutter nur einmal im Monat betrat, um im Bad eine Art Grundreinigung durchzuführen. Das Arbeitszimmer und den Schreibtisch tastete sie nicht an. Wäre ich ausgezogen, ich hätte mich nur verschlechtert.

Sozialen Druck hatte ich nie gekannt. Mit den meisten Menschen meines Jahrgangs – oder sogar meiner Generation – verstand ich mich gut. Ich wurde auf die meisten Partys eingeladen. Ich fühlte mich wohl in der Stadt. Manchmal erkannte ich sogar einen eigenen Reiz darin, immer noch hier zu sein, den Status quo zu erhalten und diese merkwürdige kleine Welt am Auseinanderbrechen zu hindern, solange es möglich war. Eine Art Fin-de-Siècle-Stimmung hüllte mich ein, und ich ergab mich ihr, weil man darin so herrlich müde und erhaben aussah.

Manchmal ging ich abends durch die Straßen meiner Stadt und sah mich selbst wie in einer filmischen Rückblende. Ich dachte dann daran, wie ich mich einmal an all das erinnern würde, obwohl ich ja immer noch hier war.

Mit dem Herbst aber kündigte sich – ohne mein Zutun – eine Abwechslung an. Eines Abends saß ich mit meinem Freund Ulrich Holstein zusammen. Sein Vater Dr. Werner Holstein war Mitarbeiter des Wissenschaftsressorts einer großen Tageszeitung und schrieb nebenbei Sachbücher für Kin-



MARC DECKERT
Die Kometenjäger
 ROMAN

btb

Marc Deckert

Die Kometenjäger

Roman

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch, Pappband mit Schutzumschlag, 416 Seiten,
 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-442-75338-3

btb

Erscheinungstermin: März 2012

Es muss dunkel sein, wenn wir die Sterne am Himmel erkennen wollen

Wo ist der dunkelste Ort Deutschlands? Und ist es möglich, nur mit den Augen einen Kometen zu entdecken? Zwei junge Männer gehen gemeinsam auf die Suche: Der unentschlossene Philipp, der weder beruflich noch privat Fuß fasst und dessen Comicfigur Monsieur Lamarre mehr erlebt als er selbst. Und Tom, der sich mit Haut und Haar der Astronomie verschrieben hat, im tiefsten Innern aber ein Abenteurer und Romantiker ist. Gemeinsam bereisen sie ihre eigene Landkarte der Dunkelheit – ihr Weg führt sie von Süddeutschland nach Kalifornien, wo sie auf die alten Helden der Astronomie treffen, die stundenlang ausharren für den perfekten Anblick eines Sternhaufens. Philipp macht die Erfahrung, dass sich manche Frauen von den Wundern des Nachthimmels partout nicht beeindruckt lassen. Und Tom muss sich fragen, ob sein Lebensentwurf noch in die Gegenwart passt. Denn die Zeit der großen Kometenjäger scheint abzulaufen ...